

Grenzenlose Technik und unsere eigenen Grenzen : kritische Bemerkungen zum Einsatz elektronischer Kommunikationsmittel

Autor(en): **Lage, Dorothea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **35 (1993)**

Heft 4: **Mensch Kinder**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grenzenlose Technik und unsere eigenen Grenzen

Kritische Bemerkungen zum Einsatz elektronischer Kommu- nikationsmittel

von Dorothea Lage

Kommunikation – Austausch mit der Umwelt – ist ein menschliches Grundbedürfnis, eine existentielle Notwendigkeit. Das typische Merkmal der Kommunikation ist, dass sie ein wechselseitiger Prozess ist: Menschen verständigen sich, indem Signale nicht nur einseitig ausgesendet, sondern auch beantwortet werden. Üblicherweise setzen sie dafür die Lautsprache ein.

In diesem Beitrag geht es um Menschen und vor allem Kinder, deren lautsprachliche Äusserungen zumindest für Aussenstehende kaum oder gar nicht zu verstehen sind: Menschen mit (frühkindlichen) Hirnschädigungen. Der medizinische Begriff dafür lautet: Anarthrie, was landläufig als «Störung der Lautbildung» bezeichnet wird. Was das für das alltägliche Leben bedeutet, wissen wohl die Betroffenen und ihre Bezugspersonen am besten: viele frustrierende Erlebnisse beim Kommunizieren. Das kann heissen: Missverständnisse zu erle-

ben; zu ertragen, dass zahlreiche Wünsche und Bedürfnisse unerfüllt bleiben; wenig Einfluss auf die eigene soziale Umwelt ausüben zu können; keine Fragen stellen zu können und deshalb auch keine Antworten auf viele Fragen erhalten zu können; häufige Erfahrungen des «Sich-Nicht-Verstanden-Fühlens», des «Sich-Nicht-Mitteilen-Könnens» oder des «Sich-Abgelehnt-Fühlens». Das kann seelische Probleme hervorrufen und sich in sogenannten Verhaltensstörungen äussern oder sogar zu selbstverletzendem Verhalten führen. Aber auch wir (ich meine damit die mittelbar Betroffenen) erfahren frustrierende Erlebnisse, nämlich, dass da jemand ist, die/der uns etwas mitteilen will, und wir verstehen kein «Wort».

Seit längerer Zeit sind viele Personen bemüht, Verständigungshilfen für Kinder anzubieten, die, aus unserer Sicht gesehen, nur unzureichende Kommunikationsmöglichkeiten haben, sogenannte die Lautsprache unterstützende Kommunikationshilfsmittel. Das sind z.B. Fotokarten, Piktogramme, Symbol-Systeme, Gebärdensprache sowie technische Hilfen, die von einfachen bzw. elektr(on)ischen Kommunikations-Zeigetafeln über tragbare Sprachcomputer bis hin zu PCs mit Sprachausgabe reichen. Im Bereich der «Unterstützten Kommunikation»

finden die (technischen) Kommunikationshilfen ihre systematische Anwendung im Alltag und in der pädagogischen Praxis.

Ich möchte an dieser Stelle ganz bewusst nicht all die technischen Erfindungen und Entwicklungen aufzählen und erläutern¹, sondern im folgenden über meine Beobachtungen und Erfahrungen, die ich während meiner dreijährigen Beratungstätigkeit im Bereich der «Unterstützten Kommunikation» mit nicht oder kaum sprechenden Kindern gemacht habe, berichten. Ich beabsichtige mit meinen kritischen Überlegungen, neue Impulse im Bereich der «Unterstützten Kommunikation» auszulösen.

Ob und wie weit es gelingt, die Verständigungsmöglichkeiten von Kindern mit Dysarthrien oder Anarthrien erweitern zu helfen, hängt von vielen Aspekten ab. Vielfach stosse ich auf grosse Probleme, auf Unmut und Hilflosigkeit auf Seiten der betroffenen Kinder, der Eltern, TherapeutInnen, LehrerInnen, weil sich alle von dem Einsatz des Sprachcomputers das grosse Wunder erhofft, hohe Erwartungshaltungen aufgebaut haben, die nach der anfänglichen Euphorie zerplatzen: Die Kinder kommunizieren lieber weiterhin in ihrer alten Weise, sie kommunizieren nur in Ein-Wort-Sätzen, die Bedienung des Hilfsmit-

tels ist ermüdend oder der Kommunikationsverlauf ist viel langsamer usw. Warum? Sicher, weil einige Hilfsmittelhersteller marktwirtschaftliche Interessen verfolgen. Vielleicht, weil zu wenig Kenntnis bzgl. des langen bedürfnisorientierten Abklärungs- und Entscheidungsprozesses bei den Betroffenen vorhanden ist und nicht alle Einflussfaktoren eines individuellen Kommunikationssystems berücksichtigt werden: die vorhandenen Fähigkeiten der betroffenen Kinder, ihre momentanen und zukünftigen Bedürfnisse und Interessen, aber auch die ihres alltäglichen sozialen Umfeldes (alle beteiligten Bezugspersonen).

Kommunikation bei Kindern

Alle kleinen Kinder, die (noch) nicht die Lautsprache als Kommunikationsmittel verständlich einzusetzen vermögen, versuchen auf ganz natürliche Weise, andere, zum Teil ungewöhnliche Mittel anzuwenden, um sich verständlich zu machen: Babies, die ganz gezielt und situationspezifisch ihr Schreien in verschiedenen Tonarten einsetzen; oder Kleinkinder, die durch nonverbale Modi wie Zeigen, Körpersprache, zielgerichtet jemanden an die Hand nehmen oder etwas mitnehmen etc., ihre

Absichten und Wünsche verdeutlichen. Das ist nichts Besonderes.

Kinder mit frühkindlichen Hirnverletzungen (z.B. zerebrale Bewegungsstörungen) können nicht verlässlich auf diese nonverbalen Kommunikationsmodi zurückgreifen. Sie können keine oder nur unkontrollierte Bewegungen ausüben und ihre für uns häufig fremdartige Mimik, Gestik und Körpersprache irritiert alle Bezugspersonen. Den für ihre gesamte weitere Persönlichkeitsentwicklung wichtigen Zusammenhang zwischen Handeln und Sprechen leben sie nicht: Sie kennen kaum entspannte Ausgangspositionen des Körpers sowie sensorische lautliche Grunderfahrungen spielerischer Art. Trotzdem entwickeln sie zusammen mit ihren engen Bezugspersonen (Eltern, Geschwister etc.) ausgeklügelte, unkonventionelle Verständigungssysteme, um ihre Wünsche und Bedürfnisse mitteilen zu können. Das ist anscheinend etwas Besonderes.

Darin birgt sich die Gefahr, dass die Kinder auf einen sehr kleinen Personenkreis angewiesen sind, der sie versteht – bzw. den Anschein erweckt, sie zu verstehen. Aufgrund meiner Beobachtungen stelle ich häufig fest, dass diese Bezugspersonen nicht selten annehmen, dass sie alles verstehen, was das Kind will, dass sie

ihnen alles von den Augen, der Mimik ablesen. Die Verständigung gelingt sehr gut in diesen konkreten, alltäglich wiederkehrenden, kindbezogenen Situationen. (Jede/r Mutter/Vater versteht ihren/seinen nicht sprechenden, aber kommunizierenden und interagierenden Säugling.) Doch vielfach wird dieses kommunikative Verhalten (gezielter Einsatz von Mimik, Gestik, Blick, Körpersprache, Lauten, Baby-Talk, «Ja»/«Nein»-Fragestrategien) über Jahre beibehalten – nicht nur bei den Eltern. Insbesondere TherapeutInnen treten quasi in Konkurrenz zu den Eltern, bauen ihr eigenes intimes Kommunikationssystem – hinter einer «therapeutisch motivierten Brille» – mit dem Kind auf. Denn diese «vereinfachten» Kommunikationsmuster garantieren den sprechenden Personen in den meisten Situationen ein relativ eindeutiges Verstehen und Antworten von seiten des Kindes. Sprechende Kinder haben sich diese «dem Kind entgegenkommenden» Kommunikationsweisen noch nicht so angewöhnt, dafür warten sie häufig die Reaktion gar nicht ab. Welchen Einfluss haben diese kommunikativen Erfahrungen auf die Persönlichkeitsentwicklung des betroffenen Kindes? Und vor allem dann, wenn sie in der Regel davon abhängig sind, dass eine andere Person – meist eine

sprechende – die Wünsche und Bedürfnisse, Interessen und Gedanken aufgrund ihrer nonverbalen Signale interpretieren kann?

Die Etablierung solcher intimen Kommunikationssysteme schränken nicht nur die Vielfalt der möglichen Inhalte ein, sondern reduzieren auch die Gelegenheiten zum Gespräch anzahlmässig. Denn aufgrund der «Infantilisierung» in der Interaktion verarmen die sprachlichen Formen und Inhalte, kurze (Ein-Wort-Sätze; Telegrammstil) und einfache (Baby-Talk) Aussagen von seiten der sprechenden Personen überwiegen. Bei einem insgesamt schon verzögerten Spracherwerb erfahren die Kinder infolgedessen wenig oder keine neuen Anregungen (Vorbildfunktion?!) für ihre weitere Entwicklung des Sprachverständnisses und des aktiven Sprachgebrauchs.

Sprachcomputer und intime Gesprächskultur

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, werden diese Einschränkungen auch und manchmal sogar erst recht beim Einsatz der technischen bzw. elektronischen Kommunikationssysteme deutlich. Auch die tollste Technik löst nicht die damit verbundenen Pro-

bleme, dass die Kommunikation mit nicht oder kaum sprechenden Kindern nicht in unserer gewohnten Art verläuft. Andere, z.T. irritierende «Vorzeichen» spielen eine wichtige Rolle.

In der alltäglichen «Unterstützten Kommunikation» mit technischen Kommunikationshilfsmitteln erlebe ich immer wieder, dass viele zusätzliche und detaillierte Informationen – und zwar die wichtigeren – in einem Gespräch durch das «altbewährte», sichere und häufig auch schnellere Aus- und Abfragen mit «Ja»- und «Nein»-Antworten herausgefunden werden müssen. Christine «sagt» mir zum Beispiel: «Ich bin hässig.» – Aber ich weiss dann noch lange nicht, warum sie hässig ist. Wenn ich weiter frage, erhalte ich die Antwort: «Ich habe kein Symbol dafür». Nicht selten bricht in solchen Situationen das Gespräch ab, weil wir beide, nachdem ich fünfzehn und mehr Fragen gestellt habe, aufgeben.

Viele Kinder empfinden ein ambivalentes Verhältnis gegenüber dem Kommunikationshilfsmittel: Einerseits ist es für sie wieder «etwas Besonderes», das ihre Behinderung noch mehr unterstreichen kann. Andererseits entsteht eine neue Barriere, da sie jetzt mit neuen Erwartungshaltungen von ihren Bezugspersonen konfrontiert werden («Sag es doch mit

dem Computer!«)), worin ein motivationales Problem liegt. Warum soll ein Kind den Computer einsetzen, wenn es bisher immer von seinen KommunikationspartnerInnen verstanden worden ist?

Manchmal ist auch die Bedienung eines Computers für Kinder sehr anstrengend und ermüdend, wenn sie gezielt auf eine Taste drücken müssen, um eine Aussage machen zu können. Das könnte eine Ursache sein, warum bei uns der Eindruck entsteht, dass sie kein Kommunikationsbedürfnis oder eine gleichgültige Einstellung gegenüber ihrer Umwelt entwickelt haben.

Gleichzeitig erfahren sehr viele Kinder, dass plötzlich ihr technisches, insbesondere ihr elektronisches, Kommunikationshilfsmittel im Zentrum vieler Zuwendungen steht, dass nur noch Anwendungstechniken gelernt werden, dass die verantwortliche Betreuungsperson vor lauter technischen Problemen steht, dass der Computer sehr aufwendig installiert werden muss, dass aufgrund dieser «phänomenalen» technologischen Erregenschaften das Hilfsmittel zum Objekt des Interesses wird und die Aufmerksamkeit dem Kind gegenüber in den Hintergrund tritt. In einer Unterhaltung steht dann allzuoft das Interesse am technischen Medium und die

Fähigkeit der BenutzerInnen, mit dem Hilfsmittel umzugehen, im Mittelpunkt, und es wird unwichtig, welche persönlichen Interessen und Bedürfnisse das Kind hat. Aus diesen Gründen ist es für mich nicht verwunderlich, wenn Kinder den gezielten Einsatz ihres Kommunikationshilfsmittels vor allem in aussertherapeutischen Situationen verweigern oder nie gelernt haben.

Eine inzwischen 15jährige Schülerin hat mir in einem Gespräch erklärt, warum sie lange Zeit ihren Sprachcomputer nur in bestimmten Situationen (Einzelfördersituationen) einsetzen wollte: «Wenn Computer spricht, Personen kommen nicht zu mir.» Ihr fehlte die Nähe, die sie früher immer spüren konnte, wenn sie mit Menschen auf ihre Art kommuniziert hat. Gleichzeitig möchte sie ihre erste Erfahrung im spontanen Einsatz des Sprachcomputers nicht missen, lautstark sagen zu können: «Ich möchte mehr!«

Meines Erachtens verdeutlicht dieses Beispiel, wie wichtig es ist, nach situationsbezogenen, also letztlich individuellen Kriterien ein Kommunikationssystem zu erstellen, das für alle Beteiligten zufriedenstellend ist.

Trotzdem: Meine Ausführungen sollen nicht als «technologiefreudlich» interpretiert werden. Ich halte es für absolut notwendig, mit welchen techni-

schen Mitteln auch immer, dass nicht-sprechende Kinder und ihre Bezugspersonen Möglichkeiten erhalten, ihre kommunikative Hilflosigkeit und Not zu überwinden. Aber es müssen kindgerechte, situationsspezifische Wege gefunden werden, es muss «Beziehungs- und Kommunikationsarbeit» geleistet werden, es müssen wirksame Kommunikationsstrategien erarbeitet werden, bevor ein technisches, insbesondere ein elektronisches Kommunikationshilfsmittel eingesetzt wird.

Lernen zu verstehen: die intime Gesprächskultur als Basis für ein differenzierteres Kommunikationssystem

Wir (damit meine ich die mittelbar Betroffenen) brauchen die eigentliche Kommunikationsförderung, nicht die Kinder. Wir müssen lernen, weil wir die dominierende, sprechende Person sind. Die Kommunikation verläuft asymmetrisch, zwischen den Beteiligten besteht ein Machtgefälle. Die volle Verantwortung für den Gesprächsverlauf liegt bei den sprechenden GesprächspartnerInnen. Dieser Aspekt wird meines Erachtens immer noch viel zu wenig beachtet. Die Kommunikationsformen und Interaktionsstile

der sprechenden Bezugspersonen haben einen – wenn nicht sogar den – entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung kommunikativer Fähigkeiten nichtsprechender Kinder.

Es liegt an uns als Bezugspersonen, die Initiative zu ergreifen, um weitere kommunikative Formen einzuführen.

Wir müssen zuerst lernen, die z.T. feinen und unauffälligen Signale der Kinder zu verstehen. Wir müssen das Kind so annehmen, wie es ist, und herausfinden, in welcher emotionalen Situation sich das Kind befindet. D.h. wir müssen hinschauen, hinhören, genau wahrnehmen, die Bereitschaft haben, unsere Intuitionen gelten zu lassen und die aus den Signalen interpretierten Mitteilungen ernst zu nehmen. Kurz gesagt: Eine akzeptierende Grundhaltung dem Kind gegenüber ist Voraussetzung. Erst dann kann kommunikative Kompetenz entwickelt werden, die Kommunikationsbereitschaft (wieder) geweckt werden. Die Fähigkeiten, Entscheidungen zu treffen, von sich aus aktiv und gestaltend auf einen Gesprächsverlauf Einfluss zu nehmen, Gefühle zu bezeichnen, die über die sogenannten Grundbedürfnisse hinausgehen, Gedanken und Fragen differenziert mitzuteilen und so die eigene Umwelt zu beeinflussen, sind nicht automatisch gegeben, wenn ein technisches Kom-

munikationshilfsmittel zur Verfügung steht.

Wir müssen Situationen schaffen, in denen «Unterstützte Kommunikation» gelernt und angewendet werden kann – und zwar in forderungsfreien Räumen, wo die Angst vor Misserfolgen und vor dem Verlust von Aufmerksamkeit und Zuwendung nicht aufkommt. Das bedeutet für den Alltag – ich denke da vor allem an den «heilpädagogischen» Alltag, den die Kinder erleben: ein bisschen weniger therapeutische Forderung und (Einzel-)Förderung, dafür ein bisschen mehr (Er-)Leben, Spontaneität und Alltag in den kindzentrierten Aktivitäten, zusammen mit anderen Kindern. Manchmal frage ich mich, wie ein Kind überhaupt soziale und «kommuni-aktive» Kompetenzen lernen soll, wenn es fünf Stunden und mehr pro Tag in Einzelförderungssituationen von einer erwachsenen Bezugsperson «be-handelt» wird? Wenn zweimal in der Woche während der Logopädie-Stunde «Kommunizieren mit dem Hilfsmittel» geübt wird? Es besteht dann die Gefahr, dass nur noch das Kommunizieren in professionellen Settings gelernt wird. Kommunikation ist aber kein Therapiefach! Kommunikation findet immer und überall statt! Erst in den menschlichen Begegnungen im Alltag bewährt sich ein indivi-

duelles Kommunikationssystem, das auf den vorhandenen nonverbalen und verbalen Fähigkeiten des Kindes basiert sowie die Verwirklichung der momentanen und zukünftigen Bedürfnisse und Interessen ermöglichen kann. Nur im Alltag zeigt sich, ob das Kommunikationssystem neue, aktiv mitgestaltende Möglichkeiten bietet oder eher zusätzliche Barrieren schafft.

In kindbezogenen Gesprächssituationen, in Rollenspielen oder im «interaktiven Buchlesen» (es gibt zahlreiche Kinderbücher, die geeignet sind, mit mehreren Kindern zusammen den kindgerechten Einsatz von elektronischen Kommunikationshilfen zu lernen) können beispielsweise wirkungsvolle und individuelle Kommunikationsstrategien spielerisch erarbeitet werden.

Ich möchte abschliessend festhalten, dass Kommunikation, und damit auch das Schaffen kommunikativer Situationen, ein grundlegendes menschliches Bedürfnis ist. Die Möglichkeiten erfolgreicher Kommunikation bestimmen die gesamte Persönlichkeitsentwicklung. Kommunikation ist nicht nur «behindertenspezifisch» zu betrachten. Wir haben oft genug Probleme damit, dass wir uns nicht oder falsch verstanden fühlen. Ich frage mich grundsätzlich, wie wir unsere Zukunft

im Zusammensein und -leben mit den nichtsprechenden Kindern gestalten müssen, damit sie langfristig zur Erweiterung ihrer kommunikativen Fähigkeiten beiträgt.

Ich kann und möchte die (technologischen) Errungenschaften der letzten Jahre nicht aus der Welt schaffen, aber darauf hinweisen, dass wir auch die Kommunikationsmöglichkeiten den Kindern nicht nehmen dürfen. Sie sind die Voraussetzung für jede weitere Entwicklung. Auf diese Kommunikationsmodi können die Kinder in jeder Situation zurückgreifen, sie sind ihnen vertraut, sie können nicht irgendwo liegen bleiben wie eine Kommunikationstafel, sie müssen nicht «geladen» werden im Gegensatz zum tragbaren Computer, sie zeigen keinen «Error» an. Schliesslich geht es mir darum, eine bestmögliche Kommunikationsbasis zu schaffen, bei der nicht das technische Hilfsmittel im Vordergrund steht, sondern das gegenseitige Bemühen um eine Verständigung in allen Lebensbereichen, die das Leben dieser Kinder lustvoller und vielseitiger gestalten kann. ■

Informationen über «Unterstützte Kommunikation» sowie über die verschiedenen technischen Kommunikationshilfsmittel können u.a. bei Dorothea Lage, Kommunikationsberatung, c/o Institut für Sonderpädagogik, Hirschengraben 48, CH-8001 Zürich, Tel: 01/257 31 21, oder beim Schweizerischen Verein für Unterstützte Kommunikation (SVUK), Postfach 195, 8035 Zürich, eingeholt werden.

Dorothea Lage, lic. phil. Sonderpädagogin.